

(Nachdruck verboten.)

6]

Daniel Junt.

Roman von Hermann Stegemann.

Die Sonne fuhr mit schrägen Strahlen in die Fenster Scheiben des Tanzsaales im Oberstock des Nachthofes und entzündete darin einen lodernden Brand. Als wütete eine rote Brunst in dem alten Hause, so glühten die Fenster, und auch über das schwarzgrüne, bemooste Ziegeldach lief ein rötliches Licht. Der Rauch, der aus dem Kamin stieg, schien rosig durchglüht, als wälzte er sich aus feuriger Esse. „Wenn's an dem war, dann müßten sie bauen,“ sprach Daniel laut vor sich hin, und ein spöttisches Zucken vertiefte die Winkel des zusammengepreßten Mundes.

Er ging mit schnellen, dumpfen Schritten über die Matte und atmete immer noch schwer, als er ins Haus trat.

Floflo hockte neben dem Nettele, das Strümpfe stopfte. Die Amme ging mit dem Bübchen in der Stube auf und nieder. Als der Herr eintrat, lächelte ihn die Nelie mit blanken Zähnen an. Ihre schwarzen Augen hatten einen zärtlichen Blick, und herausfordernd reckte sie die volle Brust, an der der Léon schlafend lag.

Das Nettele rückte unruhig auf dem Stuhl. Floflo hatte sich ängstlich dicht an die Röcke der alten Mamjell gedrückt und sah abweisend auf den Mann. Sie hatte ihn seit jenem Tage, da ihr die Peitsche über die Beine gefahren war, und die wilden Gänse das Geschwisterle in den Korb gelegt hatten, scheu und trotzig gemieden. Als ob er schuld trüge daran, daß die Mutter in einer weißen, blanken Holzlade aus dem Hause getragen worden war. Ein Fensterlein war darin gewesen, und das Nettele hatte sie hineinschauen lassen. Da lag Mama Luise und hatte die Augen zu und schließ und wollte nicht mehr geweckt sein.

Daniel hatte sich über den Knaben gebeugt. Er lag gefällig, mit halb offenem Mäulchen, die großen, dunklen Augen waren noch glanzlos, die dünnen, blonden Haare zitterten unter dem Atem des Vaters, und der sah, wie unter dem Flaum das Leben in dem weichen Köpfchen pulsierte.

Cornélie hielt ihm das Kind entgegen und suchte seine Augen.

„Wie hübsch er ist, Herr Daniel, und gesund, nicht wahr?“

„Sagt: Herr Junt, Amme,“ rief das Nettele und riß zornig das Stopfgarn ab.

„Ach, ich werde nie gescheit,“ stotterte die hübsche Cornélie, und das Blut lief ihr in die runden, glatten Wangen. Dabei warf sie der Mahnerin einen bösen Blick zu. Dann schlug sie die Augen mit einem zärtlichen, schwimmenden Ausdruck zu Daniel auf. Ihr Kleid war nicht geschlossen. Zwischen den Knöpfen schimmerte die weiße Brust, und um den vollen, roten Mund irrte ein verlangendes Zucken.

Daniel tat, als hätte er nichts gehört. Sein Gesicht blieb unbewegt. Er nickte nur kurz und wandte der Amme dann den Rücken. Als er die Treppe hinaufging, fuhr die Cornélie auf das Nettele los; und in ihrem wilden, romanischen Rauderwälsch eiferte sie:

„Seit wann kommandiert Ihr hier, Nanette? Ich bin die Amme, ich hab's erste Recht, und wenn Ihr noch einmal den Schulmeister macht, dann geb ich das Kind aus dem Arm und sag der Gesellschaft Adje.“

Da stand das Nettele auf. Bläß und Klein, aber bebend vor lange verhaltenem, eifersüchtigem Zorn. Und nahm mit zitternden Fingern die Hornbrille von der Nase und antwortete:

„Ich hab Euch gedungen, Cornélie, weil Ihr Euer Kind von der Brust genommen habt und Ihr ein starkes, gesundes Frauenzimmer seid. Aber wenn Ihr mit dem Herrn kajo-lieren wollt, dann ist's aus; ich hab's der Frau in die kalte Hand versprochen: Unter dem Dach und vor den beiden da — nie. Niemals, und wenn ich selbst aus dem Haus kam!“

Mit bebenden Fingern wies sie auf die Kinder. Floflo stand und starrte die Amme feindlich an.

Die schöne Cornélie wiegte das Baby, das unruhig geworden war, und legte dabei den Kopf auf die Seite, lächelte, daß die Grübchen in ihren Wangen sich vertieften und das schwarze, krause Haar in losen Ringeln hin- und herspielte.

„Ich, kareffieren! Ich verführ' ihn am Ende gar, Euern Monsieur Junt?“

Sie lächelte, ein Nichern, das heiß aus dem roten Munde kam. Ihre Zunge glitt wie eine Schlange zwischen den weißen Zähnen hin. Aber in ihren Augen war ein geheimes, neugieriges Forschen. Ihre Brust hob sich höher.

„Verführen?“ Das Nettele zuckte die Achseln. „Wenn er nicht will, könnt Ihr Euch mit des Teufels Gewalt nicht zu seiner Maitresse machen, und wenn er will — tut er's auch gegen Euern Willen, und Ihr werdet schwach wie das Kind an der Brust. Aber Ihr sollt's nicht drauf anlegen. Man bietet sich nicht an. Das tun die Schweine. Versteht Ihr, Amme?!“

Sie spie ihr die letzten Worte ins Gesicht.

„Schwein!“ rief die Nelie mit kreischender Stimme und schwang die rechte Hand, um der Gegnerin wild in die Haare zu fahren. Aber noch ehe der Schlag fiel, schrie sie plötzlich auf und zuckte mit der einen Hand nach ihrem rechten Bein.

„Florence, um Gottes willen, hierher, Florence!“ rief das Nettele.

Aber das Kind hörte nicht.

Und zugleich fing der Säugling an zu schreien, und unter dem krampfhaften Griff, mit dem ihn Nelies linker Arm gegen die volle Brust drückte, färbte sich sein Gesicht bläulich. Kräftig stieß die Amme Florence von sich, aber die ließ nicht los, umklammerte mit beiden Armen das Bein des Mädchens und grub die Zähne tief in das feste Fleisch. Ein Büschel ihrer feinen, krausen Haare blieb in Nelies Hand, aber das Kind hing wie ein Hund, der sich verbissen hat, an der laut auf-kreisenden, sein Atem pfliff, die Schultern flogen, und tief drangen die weißen Mausezähne durch Fleisch und Fleisch.

Aus der Küche kam die Katherine gestürzt, der Sepple, der vor dem Hosenstier schaffte, zog sich am Gesims in die Höhe und schielte in die Stube. Im Oberstock wurden die schweren Tritte des Daniel laut.

Das Nettele packte das Kind und bog ihm die Hände auseinander.

„Laß los, Flo, Floflo, laß los!“

Endlich hatte sie dem Kind das Kleid aus den krampfhaft verbissenen Zähnen gelöst. Als Daniel eintrat, nahm Nanette gerade den Säugling aus dem Arm der Amme, die blaß vor Schmerz auf dem nächsten Stuhl taumelte und die Hände fest auf das Bein preßte.

Sie wimmerte leise.

„Was ist das für ein Geschrei?“ fragte der Bauer, und die Ader, die ihm von der Nase her über die Stirn und ins dicke Haar lief, schwoh zusehend.

Nanette hatte Floflo, die atemlos, mit starren Blicken und wie nicht recht bei Sinnen, an ihrem Noß hing, der Magd zugeschoben, und die Katherine nahm sie stumm in Empfang, um sie hinauszubringen.

Da schnellte Cornélie auf.

„Prügel sie, Monsieur Daniel, prügelt sie, sie hat mich gebissen bis aufs Blut.“

Und mit einer raschen Bewegung schlug sie das Kleid und den roten Unterrock in die Höhe. Dicht über dem runden, bräunlichen Knie war ein heißglühendes Mal. Acht Zähnen hatten sich hier eingegraben, und an einer Stelle waren dunkle Blutstropfen aus der glatten Haut gesprungen.

„Da seht selbst, ist's wahr oder nicht?“

Bollbreit über der Bißwunde hielt sie die Röcke gerafft. Sie hatte im Schmerz nur die Fußspitze auf den Boden gesetzt, und das Bein zitterte auf und nieder in fliegenden Schauern.

Daniel sah auf den schwarzen Schnallenschuh und den weißen Strumpf. Auf dem blanken Knie spielte das Tageslicht, daß es glänzte wie poliert, und darüber flammte das blutrote Zahnkränzlein.

Das Nettele stand blaß und wiegte das Kind. Doch als sie sah, wie Daniels Lider zuckten, erschienen auf ihren Wangen langsam zwei rote Flecken.

„Den Noß herunter, Amme!“ stieß sie tonlos hervor und gab der Magd einen hastigen Wink.

Aber ehe Katherine Floflo über die Schwelle schieben konnte, trat Daniel auf das Kind zu, ergriff den Arm, an

Dem es die Magd hielt, und zog es zu sich herüber. Es ließ es geschehen, nur ein Zittern lief durch seine Glieder, und seine Augen schienen noch einmal so groß und dunkel. Kein Ton kam über seine Lippen.

Schon führte er es mit sich, da stellte sich die alte Mamsell ihm resolut in den Weg, den Léon noch auf den Armen. Mit ihrer schwachen, dürftigen Gestalt sperrte sie ihm den Ausgang.

„Wo wollt Ihr hin? Was habt Ihr im Sinn mit dem Kind? Sie hat's für mich getan, und wenn Ihr ihr ein Leid tut, dann geh' ich aus dem Haus. Floslo und ich.“

Einen Augenblick sah er sie schweigend an. Da kam aus der Stube ein Wimmern, die schöne Cornélie tat, als müßte sie vergehen vor Schmerz.

Ein verächtlicher Zug lief über sein Gesicht. Er schob die alte Mamsell leichterhand beiseite.

„Ihr seid Narren, Ihr und die Nelie,“ sagte er ruhig und zog Florence über die Schwelle.

Als er die Treppe hinaufstieg, das Kind an der Hand, das stumm neben ihm herging, huschte das Nettele hinter ihm drein, den kleinen Léon auf dem Arm. Er tat, als hörte er sie nicht, und ging über den Gang, durch den ausgeräumten Tanzsaal in das kleine Kästübchen, in dem er seine Schreibereien besorgte und seine Kasse verwahrte.

Ein violetter Schein lag in den Scheiben. Ueber einem Dunkelrot glühenden Wolkenschiff, das vom Hohnack hertrieb, schossen die letzten Sonnenstrahlen wie Raketen in die Höhe und färbten die Lämmerwölkchen rosenrot.

Floslo verwandte keinen Blick von dem Himmelswunder. Dort oben war das Mütterle, irgendwo dort oben ging es zwischen den bunten Schäflein einher. Und auf einmal brach es in ein wildes, fassungsloses Weinen aus und klammerte sich an die Hand, die es so fest im Griff hatte und legte die Wade darauf und schluchzte zum Erbarmen.

Daniel preßte ihr Handgelenk fester, aber seine Finger übten jetzt trotzdem einen weicheeren Druck aus. Das Nettele stand mitten im Zimmer, wiegte den unruhig mit den Armen umherfahrenden Säugling und suchte vergebens nach Worten. Es würgte und schluckte, Angst und Mitleid, Eifersucht und Zorn stritten in ihm, und das weisse, spitze Gesicht verschwamm in dem weinroten Licht, das in einem breiten Strome durch das Zimmer floss.

Da horchte es plötzlich hoch auf.

„Also beißen tuist Du die Nelie, Floslo, und wegen dem Nettele?“ fragte Daniel mit leiser, unsicherer Stimme.

Das Kind antwortete nicht. Er fühlte nur, daß es sich Dichter an ihn schmiegte, als er sich auf den Lederstuhl setzte. Seit Wochen war es ihm aus dem Weg gegangen, das fiel ihm jetzt ein, und unwillkürlich zog er es ganz auf sein Knie.

„Ja, wegen mir,“ erwiderte Nanette an seiner Statt und erzählte, was geschehen war, wie sie in Streit gekommen seien, und die Amme die Hand gegen sie gehoben habe.

„Langsam, und warum so giftig?“ fragte Daniel spöttisch.

Das Nettele zauderte, nahm das Kleine vom linken auf den rechten Arm und tat dann entschlossen einen Schritt auf ihn zu.

„Warum? Ihr fragt nicht umsonst, das weiß ich. Aber wenn Ihr meint, ich erzählt Euch jetzt jedes Wort, so täuscht Ihr Euch. Ihr wollt es nur von mir hören, was Ihr schon lang gemerkt habt.“

„Ich? Was denn?“

Nanette wurde immer heftiger und schluckte an ihrem Born.

Am liebsten hätte sie ihm alles an den Kopf geworfen, daß das Mädchen ihm schöne Augen machte, so ein wälsches Huhn, das sich hatte kareffieren lassen und ein lediges Kind hatte drüben in Ragental. O, sie hätte sich selbst prügeln mögen, weil sie das blanke Gesicht ins Haus gebracht hatte! Ein Frauenzimmer, so frisch wie ein warmer Laib Brot und mit Augen im Kopf wie feurige Kohlen! Aber die Mutter Lorient war schuld an dem Engagement, die hatte ihr die Amme zugeführt. Und wer kann so was denken! Ein Kind daheim, das noch nicht gezähnt hat, ein fremdes an der Brust und schwenkt schon wieder den Rock und streicht umher wie die Köchin im Hornung!

Das Nettele schob wild im Zimmer auf und ab und schwenkte den Wüben, aber kein Wort von all denen, die ihr auf dem Herzen brannten, kam über ihre Zunge.

„Nein, nein, Daniel, ich verbrenn' mir den Schnabel nicht. Aber das sag ich Euch, ich oder das wälsche Huhn.

Und wenn ich aus dem Haus muß, wo ich daheim bin, seit ich einen Strumpf verflechten kann, dann küßt es unten in La Motte einen Grabstein auf.“

Das Knäblein schrie, daß man ihm bis in den Leib sehen konnte, aber das Nettele schwenkte es, ohne weiter darauf zu achten, auf beiden Armen und schob atemlos im Zimmer hin und her.

Da stand Daniel langsam auf und zog eine Lade aus dem Zylinderbureau.

„Zwanzig Franken bekommt die Amme Lohn. Da liegen sie. Wenn Ihr eine andere wißt, so laßt sie gehen. Aber von dem Grab redet Ihr mir keinen Schnaufer mehr. Mit dem bringt Ihr mich zu nichts.“

Er klappte die Frankentaler, einen nach dem anderen, hart auf den Tisch. Als er den letzten aufschlug, klirrte die ganze Tischplatte.

„Monsieur Daniel,“ stammelte Nanette bestürzt und zugleich von einer Last befreit.

Er wandte ihr den Rücken und trat ans Fenster. Sie wollte noch etwas sagen, wußte aber nicht recht was, da rief Floslo auf einmal laut:

„Geschwind, Nettele, geschwind, die Windel läuft aus.“

Das Nettele griff mit der Hand nach der Rehrseite seines Wickelkindchens, warf einen entsetzten Blick auf den weißgeschauerten Fußboden und rannte mit dem schreienden Baby aus der Stube.

Floslo hinter ihr her, wichtig, mit noch nassen Waden, und als der Léon unten aufgewickelt auf der Kommode lag und die nackten, roten Beinchen an den Leib zog, lief das Mädchen wie ein kleines Weiblein mit Schwamm und Streumehl hin und her und sorgte sich um das hülflose Geschöpf.

„Du wirst einmal dem Léon seine beste Pflege,“ sagte Nanette ihr zum Lobe, ehe sie es nach der Amme schickte.

Da blieb es stehen, sah ernst zu ihr auf und antwortete:

„Ja, gewiß werd ich das. Aber horch, Nettele, eine Amme wollen wir keine mehr. Ich bin dem Léon seine — oder Du, Du darfst auch, wenn Du willst.“

3.

An der Pfingstsilbe halte das Haus von Musik und Tanz.

Die Fernen waren bezogen, das Vieh ging über die Bergweide, die Sonne las den funkelnden Tau aus den Gräsern, und der Abend spann täglich die Täler in jenen Duft, der einen sonnigen Tag verheißt.

Daniel Junt sah die Melker von allen Fernen ringsumher und das junge Volk aus dem Tal unter seinem Dache. Von Gerardmer war der Trompetertoni mit seinen Musikanten über die neugezogene Grenze spaziert und blies sich die Kehle trocken, daß die Katherine und das Mariele, die Sommermagd, ihm nicht genug Bier zuschleppen konnten. Und wenn er nicht blies und nicht am Glas sog, erzählte er allerlei Schnurren.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lichttünken.

Jrgendwo in einem fernen, fremden Erdteil, vielleicht auch auf einem anderen verloren im Universum kreisenden Stern, grenzen zwei Völker aneinander. Nur ein schmaler Bach, den man in stiller Zeit durchwaten kann, scheidet die beiden Völker; eine Holzbrücke, schwank und morsch, führt hinüber.

So eng die beiden Nachbarvölker gesellt sind, sie haben nichts miteinander gemein.

Nur eine Million Seelen zählt das eine, in 50 Millionen entfaltet sich das andere Volk, aber an Land besitzt die eine Million das 50fache des Raumes, auf dem die 50 Millionen hausen.

In dem Volk der einen Million besitzt jeder eine weite Fläche fruchtbarren Landes, jeder Paläste mit zahllosen Räumen, kunstvollen Möbeln und allerlei schmelgerischem Gerät. Indessen die Paläste verfallen — denn die Hände der Besitzer verstehen sich nicht auf Maurer-, Zimmerer-, Schlosser- und Malerarbeit. Die Möbel erblinden und das Gerät rostet; denn ihre Arme reichen nicht aus, um auch nur den Staub von den tausend kostbaren Dingen zu entfernen. Nur ein Fenster halten sie noch sauber, um doch durch die Scheiben in die Sonne sehen zu können. Und die Felder sind dürr oder überwuchert von Unkraut. Nur einige Handbreiten sind mit elendem Korn, Küchen- und Futtergewächsen bestanden. In den Stallruinen stehen traurig ein paar Stück mageren Viehes, krank und schmutzig; wenn sie es schlachten wollen, probieren sie mühselig und grausam stumpfe, rostige und schartige Messer; denn wer

wollte sie wohl, bei der Fülle zu bewältigender Arbeit, immer schleifen und säubern! Fällt der Regen nicht reichlich, so geht auch das Wenige zugrunde. Auch die Kleider, die einmal aus edlem Sammet und Gold bestanden haben müssen, sind müde, fleckig und häßlich geworden. Die jungen Fräulein sticheln wohl zur Aufbesserung ihres Kostüms seidener Zierrat, aber die Vorräte von Garn sind nur noch spärlich. Elke Dünste brüten über den Palästen.

In den Kellern hat das Volk, jeder einzelne, unendliche Haufen von Gold und Edelsteinen aufgespeichert. Aber alle Rüden zusammen sind nicht stark und zahlreich genug, um auch nur das gemünzte Gold vom Orte zu bewegen.

In der Erde schlummern ungenutzt gewaltige Lager von Kohle und Erzen — wer vermag sie zu fördern!

Zum Schutze gegen die Feinde haben sie Millionen fürchtbarer Kanonen, Maschinengewehre, Flinten, doch wer soll alle die Wundwerkzeuge bedienen? Wahre Gebirge von Pulver und anderen Sprengstoffen türmen sich auf; sie könnten höchstens die ganze Masse auf einmal zur Explosion bringen, aber sie nicht verwerten. In den Häfen der Küste liegen zahllose Panzerkolosse, tot und stumm seit undenklicher Zeit, plumpe sinnlose Klöße: niemand vermag sie zu heizen, zu lenken.

Finster und feindselig sind die Gedanken dieses Volkes, sie denken an Blut, Tod, Zerstörung — sie hassen alles . . .

Jenseits des Baches aber, die 50 Millionen, drängen sich übereinander in engen Löchern. Der fleißig bestellte Boden reicht nicht aus, um den Hunger zu stillen. Sie haben kein Geld, keine Schätze, keine Kanonen, Gewehre und Panzerschiffe. Aber ihre starken Arme schaffen ohne Unterlaß. Ach, wenn sie nur Land hätten, Kohle und Erze, Wälder und Wasserkräfte! Doch die Natur, in die sie gebannt sind, ist arm und gibt auch dem Schweiß nur geringe Mittel her. Sie arbeiten alle miteinander, schlafen bei offenen Türen, sie haben nichts, das man ihnen stehlen könnte; und sie lieben sich, es fürchtet nicht der Mensch den Menschen. Darum sind sie wohl auch, trotz allem Elend, so aufrecht, heiter, voll von Sehnsucht und Vertrauen auf ihre Kraft und ihre Zukunft. Heiter sind ihre Gedanken, und sie lachen gern. . . .

Den Forscher und Denker, dem ich von diesen beiden Völkern erzählte, fragte ich, wie er sich wohl das Verhältnis der beiden Völker zu einander dachte.

„Das läßt sich, auch ohne daß ich jemals den Fuß in jene Welt gesetzt, mit astronomischer Sicherheit ermessen. Das Volk der einen Million lebt natürlich in ewiger Sorge, zu verhungern, unter den Trümmern der eigenen Paläste umzukommen. Tag und Nacht schreckt sie die Angst, das Nachbarvolk könnte sie überfallen, diese ungeheure physische Uebermacht würde sich ihrer Schätze und Waffen bemächtigen und die Behrlosen ausrotten. Es muß fürchtbar sein, in der ewigen Furcht solcher Gefahr zu leben; denn dieses Volk der Million hat nichts — außer tote, für sie unnütze Materie —, und die anderen besitzen alles: die Zahl, die Kraft, die Arbeit, den Mut und den hellen, fröhlichen, schaffenden Geist.

„Und eines Tages werden die 50 Millionen auch den Bach überschreiten — aber nicht als Feinde, sondern als Erlöser — sie werden all die ungefüge, sinnlose Materie, den toten Reichtum zur Auferstehung bringen: Diese Grenzüberschreitung wird das Paradies erschaffen. So ist's, ich wette meinen Professorenkopf darum; es kann nicht anders sein!“

„Das glaubte ich auch anfangs,“ erwiderte ich, „aber als ich näher zusah, entdeckte ich, daß alles genau umgekehrt war. Sie haben Ihren Professorenkopf vertrottelt!“

„Unmöglich!“ sagte der Forscher und Denker unerschütterlich! „Unmöglich vielleicht, aber jedenfalls wirklich! Die eine Million betrachtete sich als das Herrenvolk, unbefleglich und über allem Rechte und Besitze thronend, unendlich reich, stark, gebietend über die Welt, und fähig, jeden Augenblick die 50 Millionen nach seinem Willen zu lenken, zu beugen, zu zerschmettern.“

„Die Möglichkeit solcher dummen und blinden Einbildungen will ich nicht leugnen. Diese Million war offenbar in ihrer endlosen Not geistig entartet und unterlag den Halluzinationen des Größenwahnsinns. Auf solchem Boden mußte ja jede geistige Erkrankung wuchern. Indeffen, diese Bahnvorstellungen gingen doch die anderen nichts an. Sie lachten darüber.“

„Keineswegs! Die eine Million dachte nur, was die 50 Millionen fühlten. Dieses große und rüstige Volk von 50 Millionen lebte in dem Gedanken, daß es ohnmächtig sei, jederzeit von den Nachbarn völlig zertreten werden könne. Sie fürchteten das Gold, das Land, die Kohle, die Waffen der einen Million!“

„Aber das war doch samt und sonders wesensloser Spul!“

„Das glaubten die anderen keineswegs. Zwar fühlten sie das Unerträgliche, daß alle ihre Kraft, alle ihre Arbeit, ihr Elend nicht linderte, aber sie sahen kein Mittel, das Glück und die Macht zu erobern. Ihnen fehlte ja alles.“

„Fehlte? Sie brauchten doch nur hinüberzugehen, und zu holen, was sie brauchten. Wer hätte ihnen widerstehen können?“

„Sie sind schließlich auch über den Bach gegangen —“

„Nun also,“ triumphtierte der Forscher und Denker.

„Und sie erneuten für jene die Paläste, bestellten für jene die Acker, holten für jene die Schätze aus dem Boden, schleppten für jene das Gold, und bedienten für jene die Kanonen, Gewehre und Panzerschiffe. Ganz wehrlos, ganz ohnmächtig fühlten sie

sich, schmachteten in Elend und Not. Und die Besten unter ihnen marterten sich die Köpfe, welche Mittel es wohl für sie gäbe, der Uebermacht der einen Million Herr zu werden. Sie erfanden sich hundert Methoden und verworfen sie alle wieder als unmöglich, als zwecklos.

„Sie reden von einem Reich des Wahnsinns“ — lachte der Denker und Forscher.

„Ich rede von gestern und heute und morgen, von euch und uns, von einer Wirklichkeit, die Ihren Wahnsinn als die Vernunft, und Ihre Vernunft als den Wahnsinn gesetzlich festlegte!“

„Das ist tolle Phantasie“ — erklärte der Professor — „Gespenstergeschichten aus Nebelheim, wo man den Golem als Gott fürchtet. Die 50 Millionen hatten doch alle Mittel der Macht, und die eine Million keines. Was brauchten die 50 Millionen da erst nach Wegen zu suchen, sie erstickten ja fast im Ueberfluß der Machtmittel.“

„Ja“, sagte ich und das Blut drang mir zum Herzen, „sie hatten wohl alle Mittel, aber es fehlte ihnen das Mittel, das einzige Mittel, die Welt für sich zu erobern: Das kleine winzige Lichtfünkchen, das die Macht über alles Elend bedeutet, das Fünkchen, das im Gehirn aufleuchtet: die „Erkenntnis“. —

Joc.

Kleines feuilleton.

hl. Merkwürdige Sinnestäuschungen. Die Täuschungen, denen wir bei unseren Wahrnehmungen durch die Sinne unterworfen sind, bilden eines der interessantesten Kapitel der Psychologie. Am markantesten sind dabei die Täuschungen des Gesichtsinnes, der uns im allgemeinen doch die klarsten Eindrücke von der Außenwelt zu vermitteln scheint, und man hat gerade für sie eine große Fülle von Beispielen zusammengestellt, deren genaue Erklärung eine viel erörterte Streitfrage unter den modernen Psychologen ist. Neben den Schulbeispielen, die jedem Psychologen geläufig sind, führt Dr. Andrew Wilson in einer längeren Studie in „Chambers' Journal“ auch eine Reihe von weniger bekannten Fällen aus dem praktischen Leben an, von denen wir einige hier wiedergeben wollen. Es ist bekannt, daß sich durch verschiedene Kombinationen von Linien die merkwürdigsten Sinnestäuschungen hervorrufen lassen. Wenn eine gerade Linie genau halbiert und die eine Hälfte durch eine Reihe von Punkten weitergeteilt wird, während die andere Hälfte frei bleibt, so erhält man unbedingt den Eindruck, daß die geteilte Hälfte der Linie länger ist als die ungeteilte. Bildet man drei gleiche Quadrate, indem man das eine Mal eine Reihe von waagrechten Linien, das zweite Mal eine Reihe von senkrechten Linien und das dritte Mal nur die Umrismlinien des Quadrates zieht, so wird man von dem aus senkrechten Linien gebildeten Quadrat den Eindruck gewinnen, daß es das breitere ist, von dem aus waagrechten Linien, daß es das höchste ist, während das leere Quadrat als das kleinste erscheint. Die unbewusste Anwendung solcher Erfahrungen besolgen wir bei unserer Kleidung. Man wird finden, daß kleine und starke Personen mit Vorliebe Stoffe mit waagrechten oder wenigstens schrägen Streifen tragen; sie erscheinen dadurch höher, während sie bei Mustern mit senkrechten Linien noch breiter erscheinen würden als sie sind. Daß überhaupt die Eindrücke von der Größe eines Menschen ganz relativ sind, erkennt man sehr deutlich, wenn ein großer Mensch mit einem kleinen zusammengeht; der Kontrast läßt den ersteren noch viel größer erscheinen, als er in Wirklichkeit ist. So sucht man auch die bekannte Tatsache, daß der Mond uns größer erscheint, wenn er dem Horizont nahe steht, als wenn er im Zenit über uns ist, dadurch zu erklären, daß er im Gegensatz zu Bäumen oder anderen nahen Gegenständen, mit denen wir ihn in Vergleich setzen, größer erscheint, während es bei höherem Stande an einem Vergleichsobjekt fehlt. Die anscheinende Ferne oder Nähe von Gegenständen wird durch die Umstände, unter denen wir sehen, sehr stark beeinflusst. Durch einen Nebel sieht ein Mensch von gewöhnlicher Größe riesenhaft aus; er ist anscheinend weiter entfernt als in Wirklichkeit, so daß wir unbewußt seine scheinbare Größe mit seiner natürlichen Gestalt, wenn er uns nahe ist, vergleichen. Aus demselben Grunde halten wir einen Hügel an einem nebligen Morgen für einen großen Berg, während umgekehrt bei sehr klarer Luft die Höhe bedeutend abzunehmen scheint. Der Hügel erscheint uns dann näher, als er es in Wirklichkeit ist, und so wird unser Urteil irreführt. Eine ganz merkwürdige Sinnes Täuschung ist es, daß die Augen eines Porträts dem Beschauer zu folgen scheinen, von welcher Richtung aus er das Bild auch betrachte. Das ist eine Illusion; das Bild ist natürlich auf einer geraden Fläche gemalt und bietet dem Auge des Beschauers nur eine Vorderansicht. Das Auge einer wirklichen Person ist gewölbt; wenn wir uns nach der Seite hin von ihr fortbewegen, sehen wir nur noch die Seite des Augapfels und nicht mehr so viel von der Pupille wie von vorn. Bei der Betrachtung des Bildes sehen wir dagegen von jedem Standpunkt aus alle Teile des Auges, und in unserem Gehirn entsteht aus dieser ständigen Vorderansicht die Illusion des sich bewegenden Auges. Manche Sinnes täuschungen sind auch abhängig von physikalischen Gesetzen und Bedingungen, deren Wirkungen wir erst durch unser Urteil verbessern müssen. Ein zur Hälfte in klarem Wasser gesteckter Stab oder ein Ruder sehen so aus, als ob sie gebrochen wären, was lediglich durch die

Ablenkung der Lichtstrahlen bewirkt wird. Sehr leicht sind unsere Sinne bei sich bewegendem Gegenständen Täuschungen ausgesetzt. Wohl jeder hat dies bereits beobachtet, während er in einem Zuge saß. Fährt man in einem schnellen Zuge, so hat man oft den Eindruck, daß die Telegraphenstangen und andere Gegenstände in einem in schneller Bewegung nachteil. Fährt ein Zug neben uns in derselben Richtung, mit fast gleicher Geschwindigkeit und überholt uns dann langsam, so scheint er sehr langsam zu fahren, auch wenn es ein dahinraffender Schnellzug ist. Fährt ein Zug, der neben unserem stand, an sich zu bewegen, so haben wir oft die Illusion, daß es unser Zug ist, der abfährt. Sehen wir vom Deck eines fahrenden Dampfers unverwandt auf das Meer, so entwickelt sich in uns langsam das Gefühl, daß nur die Wellen sich in entgegengesetzter Richtung zum Kurs des Dampfers bewegen und dieser selbst ganz still liegt.

— **Schraubenbruch auf hoher See.** Die „Hamb. Nachr.“ bringen folgende Schilderung: Der Blanteneser Dampfer „Progreß“, Kapitän Bremer, 1098 Tonnen groß, verlor, als er von Apia drei Tagereisen entfernt war, die Schraube. Das Schiff hatte außer der Besatzung noch 16 Fahrgäste, zusammen 47 Personen an Bord. In der Nacht des 6. Juni, die See ging hoch, der Dampfer machte gute Fahrt, gab es plötzlich einen lauten, kurzen, aber einzigen Knack, eine riesige Erschütterung folgt, das ganze Schiff erzittert, der Dampfer ist seiner Bewegung beraubt, der Sternschiff war kurz hinter dem Hinterrücken gebrochen. Alles, was an Segelzug zur Verfügung stand, wurde aufgesetzt, doch konnte das Schiff keinen einzigen Grad seinem Kurse näher gebracht werden. Das Bestreben des Kapitäns richtete sich jetzt darauf, den gebrochenen Schaft herauszunehmen und den an Bord vorhandenen Ersatzschiff und die Ersatzschraube einzusetzen. Das bedeutete eine sehr schwierige und kaum zu bewältigende Arbeit. Um am Heck außenbords arbeiten zu können, mußte man das Schiff vorn so tief bringen, daß hinten die Sternbüchse aus dem Wasser ragte. Mannschaft und Fahrgäste mußten Kohlen aus dem Hinterraum nach vorn bringen, ferner wurde hinten das Wasser herausgelassen und dafür wurden alle Behälter gefüllt; so war es möglich, das Schiff hinten auf nur sechs Fuß zu bringen. Der Kapitän ließ nun drei Leitern verknüpfeln und unter das Heck durch nach dem Rudersposten holen. Das Stampfen des Schiffes erschwerte das Arbeiten sehr, das Sternrohr war zeitweilig 2 Fuß über, dann wieder 6 Fuß unter Wasser; Haie waren zahlreich versammelt. Drei von den „Hänen des Meeres“ machten durch unvorsichtiges Anbeißeln an den ausgelegten Angeln nähere Bekanntschaft mit der Mannschaft. Die vielgefräßigen Raubtiere hatten die Ehre, von dem Koch gebraten zu werden. Es wurde nun zunächst der gebrochene Schaft zurückgezogen und dann das Sternloch mit einem Holzpfropfen von den Leitern aus abgedichtet. Unter Hilfe des ersten Offiziers fahren war die harte, gefährvolle Arbeit bald vollbracht. Alle mußten Hand anlegen. Mittlerweile kam härterer Wind auf, die aufgeregten Vögel warfen das Schiff wie einen Spielball hin und her, die Kohlen schwammen von einer Seite zur anderen, das Wasser drang in den Hinterraum, so daß die ganze Nacht an den Pumpen gearbeitet werden mußte, auch mit Eimern wurde das Wasser aus dem Raum geholt. Es war eine harte mühselige Nacht, bleierne Müdigkeit drohte die Mannschaft zu ergreifen, die Chinesen verloren allen Mut. Der Pfingstmorgen stieg herauf, niemand war es pfingstlich zu Mute, ansharren hieß es auf seinem Posten. Am Nachmittag klärte sich das Wetter auf, die See legte sich, man konnte das Einsehen des Reserveschafts vornehmen. Da sich aber schon die Dämmerung einstellte und die Nacht allmählich herniederstieg, mußte die Arbeit bis auf den nächsten Morgen verschoben werden. Die vielen Haifische, die das Schiff umschwärmten, geboten diese Vorsicht. Der graue Morgen begünstigte das Werk. Gelang es, die Schraube an dem am Abend hinausgestoßenen Ersatzschiff zu befestigen, so war alle Gefahr beseitigt. In einem günstigen Augenblick wurde die in Stahltrassen hängende Schraube mit der Winde über das Heck gelassen. Langsam gleitet die schwere Masse über Bord, der erste Offizier sitzt auf der Leiter und beordert von dort die Regelung der einzelnen Trassen. Der große Augenblick naht. Da, ein Hurra, die Schraube sitzt auf dem Schaft, der „Progreß“ ist gerettet. Es war die höchste Zeit, denn mit unheimlicher Geschwindigkeit drohte er auf das nur 35 Seemeilen entfernte Ellice Island geworfen zu werden. Bald waren die Sicherheitsmaßregeln, die ein Abgleiten der Schraube vom Schaft verhindern sollten, so weit gegeben, daß die Maschine wieder arbeiten konnte. Die Kohlen wurden von vorn nach hinten getrimmt, dem Schiff sein gleichmäßiger Gang zurückgegeben. Am nächsten Tage ging der „Progreß“ mit langsamer Kraft vorwärts, am 22. Juni passierte er die Tasman-Inselgruppe, nahm am 24. Juni in Herbertshöhe Wasser und Proviant an Bord und traf am 9. Juli vor Cebu (Philippinen) ein, wo er Befehl erhielt, nach Hongkong zu dampfen und dort ins Dock zu gehen.

— **Asabumen und Insekten.** Die Stapelien, Asabumen oder Asapflanzen, haben wunderschöne und höchst eigenartige Blüten; leider — vom menschlichen Standpunkt aus gesprochen — entströmt ihnen aber ein so abscheulicher Asageruch, daß sie für die Zimmerkultur kaum in Frage kommen können. Stapelia ist eine Pflanzengattung aus der Familie der Asclepiadeen mit gegen 60 Arten, die bis auf Stapelia europaea auf Sizilien samt und sonders der süd-afrikanischen Flora angehören. Besonders hübsche Blumen haben

aufzuweisen: Stapelia marmorata, picturata, grandiflora und hirsuta. Die Stapelien stellen in Afrika gemeinsam mit den farnartigen Euphorbien oder Wolfsmilchgewächsen infolge der ähnlichen klimatischen Verhältnisse die gleiche Vegetationsform dar wie die Kaktusgewächse in Amerika. Sie bilden bis zu 1 Meter hoch werdende Büsche mit schuppenartigen Blättchen und dicken fleischigen Stengeln. Am Grunde des Stämmchens sprossen die sich abwärts schlagenden Blütenrispe hervor, an denen die regelmäßig gebauten, sternartig fünfteiligen Blüten von lederartiger Stärke hängen. Alles ist darauf angelegt, die Pflanze auf den steppenartigen Hochflächen ihrer Heimat während der langen Dürre lebensfähig zu erhalten. Deshalb jedoch sinken die niedlichen Blumen so abscheulich? Die genauere Beobachtung läßt uns auch dies unschwer erkennen. Man findet sehr häufig an diesen Blüten Insekteneier abgesetzt, aus denen bald kleine Maden hervorschlüpfen. Es werden nämlich eben durch den asartigen Geruch die Schmeißfliegen herbeigelockt und — ungeachtet des oft gerühmten Instinkts — derartig getäuscht, daß sie hier ihre Eier absetzen, offenbar in der Meinung, es sei wirkliches Nahrung, das ihren Larven die erste Nahrung zu bieten vermöge. Infolge dieses Irrtums muß die auf Fleischloft angewiesene Nachkommenschaft zugrunde gehen, allein der eigentliche Zweck dieser Anlockung durch den Duft, der ja in der Natur eine so große, noch nicht überall aufgeklärte Rolle spielt, wurde erreicht: der Besuch dieser Blüten durch Insekten, welche die Fremdbestäubung ausführen sollen, ist dadurch gesichert. Mehrere Arten dieser interessanten Asapflanzen, namentlich Stapelia variegata L., werden in Gemächshäusern als Zierpflanzen und zur Beobachtung ihres merkwürdigen Habitus gezogen. — („Kosmos“.)

Humoristisches.

— **Glückliches Zusammentreffen.** Frau (zur neuntretenden Köchin): „... Auf eines muß ich Sie aufmerksam machen: nervös sind wir beide — ich und mein Mann!... Er ist kompromittiert... ich male!“
Köchin: „Das trifft sich aber fein — ich dichte!“
— **Mißglückter Willkomm.** „Es hieß doch, zu Ehren des heutigen Automobilrennens würde in der Stadt ein Triumphbogen errichtet?“
„Ist auch geschähen!... Den hat aber das erste Aut gleich mitgenommen!“
— **Verschnappt.** „... Also Sie wollen Ihr Haus bei uns versichern lassen, Stoffelbauer? Das scheint mir aber ein sehr feuergefährliches Objekt zu sein!“
„O na, Herr Inspektor, bös Häusl brennt so viel hart!“ — („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— **Neue Bühnenwerke.** Gerhart Hauptmanns Drama „Die fröhlichen Jungfern im Bischofsberg“ gelangt im Lessing-Theater zur Aufführung. — Erich Mühsam hat es mit einem Lustspiel verjucht: „Die Hochstapler.“ — Maurice Maeterlinck hat eine fünfaktige Fäerie, „Der blaue Vogel“, vollendet. — Die Geographische Gesellschaft in Wien teilt mit, daß der norwegische Gelehrte Dr. A. Hjerno in einer alten Wiener Handschrift einen interessanten Fund gemacht habe. Bei dem Studium von Abschriften der astronomischen Abhandlungen des Wiener Professors Johannes Vogelin aus dem Jahre 1525 fand Dr. Hjerno einen lateinischen Text, der über Norwegen, Island und Grönland genaue geographische Angaben enthält. Es stellte sich heraus, daß der Verfasser dieses Manuskripts der erste Nordpolfahrer und Grönlandforscher Claudius war. Der berühmte Kartograph war 1498 geboren und hieß eigentlich Claudius Clausson Stwart. Die Existenz seines Werkes war längst vermutet, doch hatte man keinerlei Anhalt dafür, wo es zu suchen wäre. Durch diese Handschrift wird die Bedeutung einer Anzahl bisher unverständlicher Ortsnamen in Grönland, Island und an der Nordküste Norwegens aufgeklärt, denn wie eine Anmerkung von Claudius besagt, die Namen sind keine Ortsnamen, sondern Benennungen von Runen, d. h. der Buchstaben des nordischen Alphabets. — Der finnische Maler Albert Edelfelt ist in Helsingfors gestorben. In Deutschland war er besonders als Bildnißmaler bekannt geworden. — Die vor anderthalb Jahren in Stuttgart gegründete Vereinigung „Kosmos“, Gesellschaft der Naturfreunde, zählt gegenwärtig 10 000 Mitglieder. — t. Wie dem „Lancet“ aus New York geschrieben wird, hat sich unter den Arbeitern der Kraftwerke an den Niagarafällen eine sonderbare Krankheit gezeigt, die sich in schweren Störungen der Verdauung, Appetitverlust, Unbehagen nach den Mahlzeiten und einer kreideweissen Blässe des Gesichts äußert. Diese Erkrankung wird dem Aufenthalt in unmittelbarer Nähe von Maschinen zugeschrieben, die elektrische Ströme von sehr hoher Spannung oder Wechselstrom liefern oder deren Umformung bewirken. Dr. Willener hat bisher 19 Fälle dieser neuen Krankheit beobachtet, die er durch eine chemische Wirkung der elektrischen Strahlen oder einer bisher noch unbekanntem Strahlenart erklärt. —